

Heinz-Dieter Ebbinghaus

F
A
L
L
T
I
E
F
F
E



Erzählte Protokolle

Falltiefe

Heinz-Dieter Ebbinghaus

Falltiefe

Erzählte Protokolle

© 2013 Heinz-Dieter Ebbinghaus
Alle Rechte vorbehalten

ISBN: 978-3-7322-7415-4

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand,
Norderstedt

Layout und Satz durch den Autor
Umschlaggestaltung durch den Autor

Printed in Germany

Inhalt

Am Berg I,	5
Am Berg II,	13
Ein Frühsommerabend,	19
Ein Tag am Strand,	27
Tagetes,	39
Im Stau,	47
Weihnachtszeit,	59
Marie,	65
Die Bewerbung,	75
Himmelfahrtstag,	83
Eklogit,	93
Forscherfieber I,	103
Forscherfieber II,	109
Die Skulptur,	115
Ein Skatabend,	123
Gefangen,	135
Sammelwut,	143
Spiegelungen I,	151
Spiegelungen II,	163
Spiegelungen III,	173
Das Finale I,	85
Das Finale II,	93
Die dreiundzwanzigste Geschichte,	99
Eine Zugabe von Heidi Ebbinghaus: Der rote Ball,	209

Am Berg I

Ja, er hatte sich überreden lassen. Vor einigen Tagen hatte ihn Stefan angerufen und ihm eine Bergtour vorgeschlagen; sie hätten sich ja seit Jahren nicht mehr gesehen; die gemeinsame Besteigung des Massivs, auf dessen Gipfeln sie manchen Sonnenaufgang erlebt hätten, könne zu einem Neubeginn ihrer Freundschaft werden; es sei ihm ein Bedürfnis, daß sie sich wieder zusammenfänden; um dieser Möglichkeit keine Erschwernis in den Weg zu legen, um insbesondere auch die Gelegenheit zu vertraulichen Gesprächen zu haben, sollten sie die Tour allein unternehmen; seine Frau sei sicherlich damit einverstanden.

Er hatte sich Bedenkzeit erbeten und mit Anna über den Vorschlag gesprochen. Sie hatte zugestimmt. So waren sie heute früh aufgebrochen. Stefan hatte ihn abgeholt, war aber vor dem Haus in seinem Wagen geblieben; er hatte ein kleines Zelt und Wegzehrung im Gepäck und sich bereit erklärt, beides zu tragen; dann seien nur noch die aufgerollten Schlafmatten zu übernehmen. Stefan hatte gelächelt, als er die Verteilung vorschlug – er war immer der sportlichere von ihnen gewesen, kräftig und durchtrainiert. Aber das Lächeln war nicht so un-

beschwert gewesen, wie er es in Erinnerung hatte, die Gestalt nicht mehr von der ihr früher eigenen federnden Stärke.

Zunächst waren sie schweigend nebeneinander gegangen. Der Weg führte in sanften Kehren bergan. Die Wiesen waren schon vor Wochen zum letzten Mal gemäht worden. Jetzt grasten Kühe auf ihnen. Hier und dort blühten die Herbstzeitlosen. Der milchig blaue Himmel versprach einen milden Oktobertag. Der Ausblick vom Gipfel morgen früh würde den Aufstieg reichlich belohnen und die aufsteigende Sonne vielleicht den Beginn neuer Freundschaft sehen. Die Kälte und die Unbequemlichkeit der Nacht, die davor lagen, würden von den Erwartungen überdeckt werden.

Als die Hänge steiler wurden und der Weg sich zum Pfad verengte, hatte Stefan das Schweigen gebrochen: Er sei in der letzten Zeit beruflich sehr angespannt gewesen, ein Zustand, der sich, sollte er weiterhin seiner Arbeit nachgehen, nicht ändern lasse. Zudem seien ältere Beschwerden mit der Lunge verstärkt wieder aufgetreten. Er sei daher entschlossen, sich möglichst bald in seiner Heimatstadt zur Ruhe zu setzen, sei er doch dort den Bergen nahe und, so hatte er lächelnd hinzugefügt, auch ihnen beiden. Zu einem einfachen Leben würden seine Ersparnisse reichen. Wie es denn Anna gehe.

Natürlich hatte er die Frage erwartet, ja, er hatte sich sogar einige Antworten zurechtgelegt. Doch jetzt, unvermittelt gestellt, hatte sie seine Entgegnungspläne durcheinander gewirbelt. Stockend und mit leiser Stim-

me hatte er eine ausweichende Antwort gegeben. Er hatte nicht gewagt, Stefan dabei anzuschauen. Dann war das Schweigen zurückgekehrt.

Als der Pfad auf die Nordseite des Berges wechselte, hatte Stefan vorgeschlagen, ihm nicht mehr zu folgen, sondern auf die Steilwand zuzugehen und dort an der Abbruchkante aufzusteigen. Diese Route sei zwar anstrengender, würde sie aber durch die Aussicht belohnen; auch könne man sich dort frei wie ein Vogel fühlen, und am Morgen könne man in der wärmenden Sonne aufbrechen. Wieder hatte Stefan gelächelt. Doch jetzt war sein Lächeln kälter gewesen, wie von Reif bedeckt. Es war dieser Eindruck, der ihn ohne Diskussion und eigentlich gegen seinen Willen hatte zustimmen lassen.

Auf dem felsigen Untergrund hatte sich der Pfad bald verloren. Sie waren hintereinander gegangen, Stefan voran. Aus dem Gehen war ein Steigen geworden. Er hatte erste Anzeichen der Erschöpfung bemerkt. Seine Blicke hatten nicht mehr der Aussicht gegolten, sie hatten sich an Stefans Füße geheftet und sich von ihnen die besten Trittmöglichkeiten zeigen lassen. Ohne sich umzuschauen, hatte Stefan dann abermals das Schweigen gebrochen: Ob Anna noch manchmal von ihm gesprochen habe; schließlich seien sie doch lange Jahre ein Paar gewesen, ein Paar, das sich geliebt habe, und Anna die Frau, der seine ganze Liebe gegolten habe und noch immer gelte.

Er hatte das Lächeln nicht sehen können, mit dem Stefan geendet hatte. Er hatte es geahnt, und er hatte

geglaubt, die Kälte zu fühlen, die von ihm ausströmte. Ein tonloses „Ja“ war das einzige gewesen, was er hatte sagen können. Stefan schien keine Antwort erwartet zu haben. Wortlos waren sie weitergestiegen. Das Schweigen war zu einer Bürde geworden, an der er schwer zu tragen hatte.

Als sie schließlich die Steilwand erreicht hatten und an die Abbruchkante traten, war ihm schwindelig geworden. In der Tiefe hatte sich schon die Abenddämmerung ausgebreitet, kein Laut war von dort unten zu ihnen heraufgeklingen. Über ihnen hatte ein Raubvogel mit trägen Flügelschlägen seine Kreise gezogen. Stefan war weitergegangen. Doch er selbst war zu erschöpft gewesen, seinen Schritten zu folgen. Er hatte Mühe gehabt, gegen seinen Schwindel anzukämpfen und für seine Füße Halt zu finden. Schließlich hatte Stefan wortlos sein Gepäck abgelegt und auf einem kleinen Plateau das Zelt aufgeschlagen, den Eingang zur Steilwand hin und nur ein Schritt dazwischen, eine Schlafmatte hatte er im Zelt abgelegt, die andere dahinter unter freiem Himmel.

Schweigend hatten sie einige Brote gegessen und von dem lauwarmen Tee getrunken. Dann war es aus Stefan hervorgebrochen: Der Verlust der Freundschaft mit ihm sei leicht zu verschmerzen gewesen; schwerer sei es gewesen, die Enttäuschung über den Freundschaftsbruch zu ertragen, unerträglich schwer aber, Anna in den Armen seines ehemaligen Freundes glücklich zu sehen. Dieser Verlust Annas habe seinem Leben den Sinn genommen und es zerstört. Dabei war kein Lächeln mehr auf sei-

ne Lippen gekommen. Die Kälte hatte in seinen Augen gelegen.

Im Aufblicken hatte er bemerkt, daß sich dem Raubvogel ein zweiter zugesellt hatte; die Mitte der Kreise, die sie zogen, schien genau über ihm zu liegen. Stefan hatte so abrupt geendet, wie er begonnen hatte, und ihm wortlos die Matte im Zelt angewiesen. Ebenfalls wortlos hatte er Folge geleistet.

Jetzt lag er hier, eng vom Zelt umschlossen, gleich vor dem Eingang der steile Absturz, gleich hinter seinem Kopf Stefan, nur durch eine dünne Folie von ihm getrennt. Wie hatte er dessen Bitte um eine gemeinsame Tour nur nachkommen können? Eigentlich hätte ihm klar sein müssen, daß es zwischen ihnen keine Freundschaft mehr geben konnte. Wie hätten sie sich von der Vergangenheit lösen können, wäre doch Anna die immer gegenwärtige Zeugin für das gewesen, was zwischen ihnen geschehen war.

Ein Gedanke durchfuhr ihn. Stefan sah in seinem Dasein keinen Sinn mehr, er könnte daher geplant haben, seinem Leben ein Ende zu setzen, hier und in dieser Nacht, und es nicht zulassen wollen, daß Anna weiterhin mit ihm, dem abtrünnigen Freund, glücklich sein würde. Also müßte auch sein Leben beendet werden, hier und in dieser Nacht. Dann würde Anna allein weiterleben und mit ihr die Erinnerung an ihre frühere Liebe zu Stefan.

Waren seine Überlegungen berechtigt? Oder waren sie eine Ausgeburt der Situation, in der er sich gefangen wähnte? Stefan liebte Anna immer noch; wie hätte er

ihr ein solches Leid zufügen können? Wie hätte Anna sich der Liebe zu Stefan erinnern sollen, wäre es doch Stefan gewesen, der ihr den geliebten Mann genommen hätte? Er war nicht mehr in der Lage, die Möglichkeiten weiter abzuwägen, Angst lähmte ihn.

Hinter der Folie atmete es schwer. Vielleicht wurde Stefan von ähnlichen Überlegungen gequält. Sollte er ihn hassen? Sollte er Verständnis für ihn haben? Sollte er ihn nicht einfach ansprechen und sein Mitgefühl bekunden, vielleicht auch eine Schuld? Doch seine Angst ließ das nicht zu. Bewegungslos verharrte er. Auch ihm fiel das Atmen schwer.

In der Ferne grollte es. Ein Gewitter, völlig unerwartet, sogar unmöglich angesichts der herbstlichen Schönwetterlage. Bereits am Nachmittag, als Stefan sich zum erstenmal nach Anna erkundigte, hatte er geglaubt, ein leises, fernes Donnern vernommen zu haben. Natürlich hatte er sich das eingebildet. Vielleicht war es ein inneres Grollen gewesen, die Folge eines inneren Bebens, hatte Stefan doch in ihm eine lang verschüttete Frage aufbrechen lassen: Wie konnten er und Anna ihr Verhalten rechtfertigen? Konnten sie es überhaupt?

Das Gewitter kam rasch näher und wie ein Blitz eine erschreckende Erkenntnis: Der Gewitterregen würde alle denkbaren Spuren ihrer Anwesenheit hier verwischen. Sollte Stefan sich in den Abgrund stürzen und ihn unbehelligt lassen, wäre kein Beweis für seine Unschuld möglich. Könnte auch Stefan eine solche Überlegung anstellen? Dann wäre Tod oder Täterschaft die Alternati-

ve, die ihn erwartete, kein Weiterleben oder ein Weiterleben unter der Last des Verdachts, ein Mörder zu sein.

Er sah einen letzten Ausweg. Sein Gehirn arbeitete jetzt sehr klar. Mit sich überschlagender Stimme schleuderte er seine Worte dorthin, wo er Stefan vermutete. Er habe ihm Anna nicht entrissen, Annas Liebe sei bereits erkaltet gewesen, als sie beide sich näher gekommen seien. „Auch ohne mein Zutun hätte Anna sich von dir getrennt. Sie hatte von deinen Liebesschwüren und von deinem Selbstmitleid genug!“

Hinter der Folie stöhnte es heiser. Zwei Augen, feurig wie die eines chinesischen Fabelwesens, brannten sich zu ihm hindurch, sahen tief in sein Hirn. Seine Matte wurde angehoben. Gellend schrie er auf. Ein greller Blitz fuhr zwischen den Feueraugen nieder. Die Welt um ihn erbebte unter dem Donner. Verzweifelt stemmte er sich gegen das Zelt, griff nach den Stangen, um dem Sturz in die Tiefe zu entkommen. Dann war Stille.

Er saß aufrecht in seinem Bett, die Arme weit nach vorn gestreckt, in seinen Händen das Kopfkissen, der Körper feucht von Schweiß. Draußen entlud sich ein Gewitter. Bald würde es die Schwüle der Nacht vertrieben haben. Die Morgendämmerung hatte schon eingesetzt.

Neben ihm das Bett war leer. Leise ging er ins Wohnzimmer hinunter. Dort lag Anna auf dem Sofa. Trotz des Gewitters schlief sie fest. Gestern abend hatte er noch spät mit einem Kollegen telefoniert. Gegen Ende des Gesprächs hatte der beiläufig erwähnt, er habe gehört, Stefan sei im letzten Herbst einem Lungenleiden erlegen.

Die letzten Monate seines Lebens habe er unter einem Sauerstoffzelt liegen müssen. Anna hatte die Nachricht schweigend aufgenommen. Sie hatte sich auf dem Sofa niedergelegt und nur kurz gemeint, er könne schon zu Bett gehen, sie werde später folgen.

Leise ging er ins Schlafzimmer zurück und holte eine Decke, um Anna vor der nachgewitterlichen Kühle zu schützen. Als er sie vorsichtig zudeckte, glaubte er zu bemerken, daß sie im Schlaf geweint hatte.

Am Berg II

Schwer atmend erreichte ich auf meinen Skiern den Grat. Zum letzten Mal stand ich dort oben. Niemand sagte mir, ich solle die Abfahrt auf das nächste Jahr verschieben; ich sei technisch noch nicht in der Lage, die Höllenspiste durchzustehen.

Seit wir uns kannten, hatten Edith und ich unseren Urlaub in diesem Skigebiet verbracht. Wir hatten stets in demselben Hotel gewohnt, unten im Dorf. Und stets hatten wir in den beiden Märzwochen an einem Skikurs teilgenommen. Im Laufe der Jahre hatten wir uns in die höchste Schwierigkeitsklasse vorgearbeitet. Seitdem übten wir während der letzten Tage eines Kurses auf den anspruchsvollen Abfahrten an den Südhängen des Gebirgsstocks, dessen abweisende Nordwand dem Dorf schon früh am Nachmittag die Sonne nahm.

Hinter der Endstation der Lifte konnte man in einem kurzen, aber anstrengenden Aufstieg den Grat zwischen den beiden Gipfeln erreichen. Von dort führte die Höllenspiste über steile, von Abstürzen durchsetzte Hänge hinab ins Dorf. Sie war nicht präpariert. Man mußte sich an markanten Felsformationen orientieren. Am Ende des ersten Drittels öffnete sich ein Abgrund,

dem man nur durch eine Kehre hart am Rande der Abbruchkante ausweichen konnte.

Unter den jungen Leuten des Dorfes galt die Abfahrt über die Höllenspiste als technische Herausforderung und Mutprobe. Hatte man sie unter Aufsicht zügig und ohne Sturz bewältigt, wurde man in die Erwachsenenklasse des örtlichen Skiclubs aufgenommen, selbst wenn man das vorgeschriebene Alter noch nicht erreicht hatte. In jedem Jahr standen auch einige Urlauber die Abfahrt durch. Waren sie dabei von einem Skiführer begleitet worden, konnten sie ihren Namen auf einer Ehrentafel im Tourismusbüro aushängen lassen. Wer wollte, konnte zusätzlich sein Photo anbringen lassen. Am Ende der Wintersaison wurden Namen und Photos in ein fortlaufendes Ehrenbuch übertragen, das seit dem letzten Jahr digital zugänglich war.

Am späten Nachmittag eines Skitages pflegte ich mit Edith durch das Dorf zu bummeln. Meist suchten wir ein Café auf und sprachen bei einem heißen Tee über die Fortschritte, die wir tagsüber im Skikurs gemacht hatten. Nie sprachen wir über die Höllenspiste. Zuweilen ging ich unter einem Vorwand hinüber zum Tourismusbüro. Dort schaute ich nach, ob die Liste der Namen auf der Ehrentafel länger geworden war. Edith blieb dann noch ein wenig im Café sitzen oder sah sich Auslagen des örtlichen Kunsthandwerks an. Nur einmal kam sie mir ins Büro nach. Sie trat zu mir. Als sie die Ehrentafel bemerkt und ihren Sinn erfaßt hatte, meinte

sie, sicherlich stünden dort nicht die Namen aller Touristen, die sich auf die Höllenspiste eingelassen hätten; einige Namen stünden stattdessen auf Grabsteinen. Ich schaute sie fragend an. Doch sie wandte sich schon wieder dem Ausgang zu. In meiner Brieftasche steckte ein Photo von mir, das ich kurz vor unserer Abreise hatte anfertigen lassen.

In diesem März war ich zum ersten Mal allein in den Skiurlaub gefahren. Ediths Kniebeschwerden waren stärker geworden. Schon seit einigen Jahren hatte sie nach längeren Abfahrten Schmerzen verspürt. Jetzt war es offenkundig, daß wir unsere Urlaubsgewohnheiten ändern mußten. Im Grunde war nur ich es gewesen, der am Skilauf festgehalten hatte. Wäre es nach Edith gegangen, wir hätten bereits unseren letzten Urlaub im Süden verbracht. Es war der Traum von der Höllenabfahrt, der meine Beharrlichkeit gefestigt hatte.

Edith hatte mir von sich aus angeboten, ohne sie zu fahren. Sie wolle mir nicht zumuten, mich so plötzlich von meinem geliebten Skilauf trennen zu müssen. Sie werde die Apotheke während der zwei Wochen auch ohne mich führen können. Ich hatte sofort zugestimmt und ein neues Photo anfertigen lassen.

Nun, am Ende des letzten Skischultages, stand ich allein auf dem Grat. Bald würde man die Lifte abgestellt haben. Ich könnte noch ein wenig länger warten, bis auch das Liftpersonal die Pisten verlassen haben würde. So hatten Edith und ich es immer gehalten. Dann hat-

ten uns bei der letzten Abfahrt die Hänge allein gehört. Und es hatte uns die Stille gehört, nur unterbrochen von den Gleitgeräuschen unserer Skier. Mehrmals hatten wir angehalten. Unsere Blicke hatten den Gebirgsketten im Süden gegolten, über die die Sonne ihre schrägen Strahlen streute. Unter uns, in den Tälern, hatte sich bereits Schatten niedergelassen.

Später Freitagnachmittag. Für Edith brachen die geschäftigsten Stunden der Woche an. Ob sie wohl Zeit fand, kurz an mich zu denken? Wir hatten uns während des Pharmaziestudiums kennengelernt und unmittelbar nach dem Examen geheiratet. Gern hatte ich ihren Vorschlag angenommen, zusammen mit ihr die kleine Apotheke ihrer schon betagten Eltern zu übernehmen. Als diese sich in ein Haus für betreutes Wohnen einmieteten, bezogen wir ihre Wohnung, die über der Apotheke lag. Sie war eng, doch da unsere Ehe kinderlos blieb, genügte sie uns. Außerdem bot sie uns Vorteile bei den Nacht- und Feiertagsdiensten. Edith widmete sich stärker dem Verkauf, während ich mich um die geschäftlichen Abläufe kümmerte. Mir gefiel es, aus dem Hinterzimmer den angeregten Gesprächen zu lauschen, mit denen sie die Kunden an unsere Apotheke zu binden suchte. In den beiden Skiwochen übernahm eine von Ediths Freundinnen die Vertretung. Als Gegenleistung vertrat Edith dann sie. Auf diese Weise schmälerten die Ausgaben für den Urlaub das geringe Einkommen, das die Apotheke abwarf, nicht allzu sehr. In diesem Jahr war die Freundin ernsthaft erkrankt. Die Kosten für ei-

ne Vertretung hatten Edith dann endgültig bewogen, mich nicht zu begleiten.

Die Lifte standen schon länger still. Ich löste den Blick von den abendhellen Bergen im Süden und drehte mich um. Unter den Spitzen meiner Skier brach die Höllenspiste in die Tiefe. Obwohl es während meines ganzen Aufenthalts nicht geschneit hatte, konnte ich nur wenige Spuren erkennen. Wie ich auf der Ehrentafel gesehen hatte, war in diesem Winter erst drei Urlaubern die Abfahrt unter Aufsicht gelungen. Ich würde nicht der vierte sein. Einen Skiführer mußte man bereits am Vortag bestellt haben; heute abend war es in jedem Fall zu spät. Im übrigen wurde Urlaubern dringend geraten, die Abfahrt nicht allein zu unternehmen.

Die Sonne würde bald untergehen. Jetzt, Ende März, beleuchteten ihre letzten Strahlen auch Teile der Höllenspiste. Einige der markanten Orientierungspunkte wurden von ihr angestrahlt und warfen lange Schatten. Ich kannte jede Einzelheit. An den letzten Tagen hatte ich morgens, noch vor dem Frühstück, vom Balkon meines Zimmers aus mit dem Fernglas die Route immer wieder in allen Details erkundet. Ich hatte mir eingeprägt, wo Eisplatten liegen könnten, und ich glaubte genau zu wissen, wie man den Abgrund umfahren mußte.

Damals im Tourismusbüro hatte Edith von meinem Interesse an der Höllenspiste erfahren. Dennoch war sie nur dann auf die Abfahrt zu sprechen gekommen, wenn wir auf dem Grat standen. In ihren kurzen Bemerkun-

gen hatte ich nie Anteilnahme verspürt. Sie maß meinem Wunsch keine Bedeutung und meiner Absicht kein Wollen bei. Auch vor diesem Urlaub hatte sie die Piste nicht erwähnt. Umgekehrt hatte ich mich gescheut, ihr die Eindringlichkeit meines Wunsches zu gestehen. Nun war die letzte Gelegenheit gekommen, ins Offene zu treten. Entschlossen stemmte ich mich in die Stöcke und stieß mich mit einem Schwung von der Gratkante ab.

Sofort hatte mich die Piste im Griff. Und ich hatte sie im Griff. Die Skier ließen sich auf dem lockerglat-ten Schnee weit besser beherrschen als auf dem weichen, ausgefahrenen Südhang. Alles, was ich in der Skischule geübt hatte, es gelang mir fast ohne körperlichen Ein-satz. Ich wurde schneller, immer schneller, immer leichter.

Der Abgrund. Er kam auf mich zu. Die Wende nach links – ich ließ sie aus. Die Arme weit zur Seite gestreckt, die Stöcke wie Flügelfedern nach hinten gespreizt – un-gebremst raste ich über die Abbruchkante. Vor mir nur noch der Himmel. Jauchzend schrie ich in diesen Him-mel hinein: „Edith, schau her, ich fliege!“

Ein Frühsommerabend

Ich erblickte die junge Frau erst, als ich sie beinahe erreicht hatte. In Gedanken war ich noch einmal den Vortrag durchgegangen, den ich am späten Nachmittag zum Abschluß der Tagung gehalten hatte. Wegen der langen Reisezeit hatte ich beschlossen, die Rückfahrt auf den nächsten Morgen zu verschieben. Die Anspannung der letzten Stunden wollte ich mit einem abendlichen Bummel durch das beim Tagungszentrum liegende Wohnviertel ausklingen lassen.

Die Frau lehnte sich an die niedrige Einfassungsmauer, die den Vorgarten des dahinter liegenden weiträumigen Hauses zur Straße hin abschloß. Ihre Haltung war leicht angespannt, so, als warte sie auf jemanden. Sie trug ein schlichtes braunes Kleid, das farblich zu ihren Haaren paßte. Dort, wo die Strahlen der tiefstehenden Sonne auf ihre helle Haut trafen, erzeugten sie einen warmroten Schimmer.

Sie mußte mir mein Erstaunen angesehen haben; ich wunderte mich darüber, wie schnell und genau ich ihr Bild erfaßt hatte, waren meine Gedanken doch eben noch bei schwarzen Löchern in den Tiefen des Welt-raums gewesen. Sie lächelte mir verständnisvoll zu. Ich

blieb stehen und suchte nach Worten, fand nicht die passenden und lächelte verlegen zurück. „Nenne mich Eva“, sagte sie unvermittelt. „Dann bin ich Adam.“ Ich war dankbar, daß sie mich aus meiner Wortlosigkeit geholt hatte. Zunächst noch zögernd, dann aber immer lebhafter, erzählte sie mir, daß in dem Haus hinter ihr ein Ehepaar wohne, das sich intensiv um soziale Belange der Stadt kümmere. Es stünde einem Kreis von Spendern vor, die es alljährlich an einem Freitagabend im Juni zu sich einlade, um sich mit ihnen in gelöster Atmosphäre auszutauschen. Die unterstützten Einrichtungen würden berichten, wie sie die gespendeten Gelder verwandt und wo sich neue Notwendigkeiten aufgetan hätten. Im Wechsel stehe dabei jeweils eine Einrichtung im Mittelpunkt. Am heutigen Abend sei es die Beratungsstelle für suizidgefährdete Jugendliche. Ob ich mit ihr einen Teil der Berichte anhören wolle? In ihrer Frage lagen Ernst und Erwartung.

Meine Zustimmung schien sie nicht zu überraschen. Sie richtete sich auf, nahm meine Hand und führte mich durch den Vorgarten um das Haus herum. Sie führte mich so sicher, als sei sie den Weg schon oft gegangen. An der Hinterseite standen Leute in Gruppen auf einer größeren Rasenfläche, andere, vornehmlich ältere, saßen auf der erhöhten Terrasse oder in dem angrenzenden Wohnraum, dessen Außentüren weit geöffnet waren. Wie hingestreut luden runde Tische mit Speisen und Getränken. Auf jedem flackerte ein Windlicht. Die Sonne war inzwischen untergegangen. Die Hauswände und die

alten Bäume im hinteren Teil des Gartens verstärkten die Dämmerung. Gerade wurden am Rand des Rasens Fackeln entzündet.

Eva führte mich ein wenig zur Seite. Wir standen jetzt unter einer Robinie, deren Blüentrauben ihren letzten Duft verströmten. Von hier aus hatten wir einen freien Blick auf das niedrige Rednerpult, das, von brennenden Fackeln gerahmt, am hinteren Ende des Rasens stand. Ich fragte Eva, ob sie etwas essen oder trinken wolle. Sie verneinte.

Die Berichte der geförderten Institutionen, die durch das Entzünden der Fackeln unterbrochen worden waren, nahmen ihren Fortgang. Eva schien nicht sonderlich interessiert zu sein und mehr ihren eigenen Gedanken nachzuhängen. Sie hielt noch immer meine Hand. Zuweilen verstärkte sich ihr Händedruck. Wenn ich dann zu ihr hinblickte, glaubte ich, ein nachdenkliches Lächeln wahrzunehmen. Einmal lächelte sie mir wirklich zu, so, als wüßten wir beide um ein Geheimnis, das nur uns anging.

Schließlich kam die Beratungsstelle für suizidgefährdete Jugendliche zu Wort. Eva ließ meine Hand los. Sie beugte sich vor, als sollten die Worte sie möglichst schnell erreichen. Am Ende des Berichts klatschten die Anwesenden Beifall. Eva richtete sich entspannt auf. Als sich der Beifall legte, ergriff die Rednerin noch einmal das Wort. Sie habe eine Ankündigung zu machen, die sie mit großer Freude erfülle. Claudia, die dank der Spenden einer erfolgreichen Behandlung habe zugeführt werden

können, habe ihre Ausbildung zur Geigerin nach Jahren der Unterbrechung wieder im alten Umfang aufgenommen. Sie wolle sich jetzt für die Hilfe, die ihr zuteil geworden sei, auf ihre Weise bedanken. Sie werde die Sarabande aus Johann Sebastian Bachs d-moll-Partita für Violine vortragen.

Claudia trat neben das Rednerpult. Sie spielte auswendig. Die Klänge erreichten mich, als kämen sie aus weiter Ferne und nicht von jener Gestalt, die dort im Schein der Fackeln sicher und scheinbar leicht den Bogen führte.

Eva stand bewegungslos neben mir. Sie schien kaum zu atmen. Ihr Profil, mir ganz nahe, zeichnete sich wie ein von grauem Rot gesäumter Schattenriß gegen die erleuchteten Fenster des Wohnraums ab. Der Duft der Robinie war stärker geworden.

Als die letzten Töne verklungen waren, verharrte Eva noch lange in der Haltung abwesenden Lauschens. Selbst den Beifall schien sie nicht wahrzunehmen. Ihre Augen waren feucht; die flackernden Flammen der Fackeln spiegelten sich in ihnen als irritierende Punkte. Leise fragte ich sie nach ihrem Eindruck. Sie zog mich mit sich fort. Auf einem kaum erkennbaren Plattenweg tasteten wir uns in den hinteren Teil des Gartens. Dann erzählte sie.

Über Jahre sei es ihr Wunsch gewesen, Geigerin zu werden. Sie würde sich heute glücklich schätzen, könnte sie so gut wie Claudia spielen. Das würde ihr Halt geben. Sie wisse natürlich nicht, ob sie Claudias Niveau jemals

hätte erreichen können. Die Frage stelle sich auch gar nicht mehr. Ihre Eltern, zuallererst ihre Mutter, hätten alles daran gesetzt, aus ihr eine große Künstlerin zu machen, und hätten ihr für dieses Ziel die Kindheit genommen. Schließlich habe sie ihre Geige zertrümmert und damit auch das Verhältnis zu ihren Eltern zerstört.

Während Eva sprach, standen wir nahe beieinander. Ich hatte ihre Hände ergriffen. So spürte sie den Zorn der Erleichterung, der mich durchfuhr, als sie schilderte, wie sie auf die Geige eingetreten hatte.

„Wirst Du morgen abend wieder durch die Alleestraße gehen?“ Ihre Frage traf mich unerwartet. Ich zögerte. Dann verneinte ich. Ich hätte meiner Familie versprochen, am Samstagmittag zurück zu sein; die Töchter, beide im Kindergartenalter, würden sich schon lange auf das gemeinsame Wochenende mit ihren Eltern freuen und hätten dazu viele Pläne gemacht, verbrächte ich doch in der Regel auch am Wochenende einen großen Teil der Zeit in meinem Institut.

Eva wandte sich von mir ab. Schweigend gingen wir auf dem Plattenweg zurück. Der eher offizielle Teil des Abends war beendet. Gerade trat die Gastgeberin an das Rednerpult. Einige Gäste hätten sicherlich die fackelgesäumte hölzerne Fläche hinten vor den Fliederbüschen bemerkt. Es sei eine Tanzfläche, die sie heute morgen angesichts der sicheren Wetterlage noch habe legen lassen. Zwei Musiker würden jetzt zum Tanz aufspielen, doch so leise, daß keiner, der nicht tanzen wolle, sich gestört fühlen müsse.

Ein langsamer Walzer erklang. Das Gastgeberpaar eröffnete den Tanz. Zwei Paare folgten ihm. Ohne sie zu fragen, zog ich Eva sanft zur Fläche. Sie ließ es geschehen. Sie war eine gute Tänzerin. Eher führte sie mich, als ich sie. Die Geschehnisse des Abends, die flackernden Fackeln, die sich um uns drehten, die schmeichelnde Melodie – ich umfaßte Eva fester, wollte sie an mich ziehen. Doch da war Widerstand und die Bitte um Verständnis in ihren Augen.

Die letzten Takte. Noch auf der Tanzfläche sagte Eva, daß sie mich jetzt allein lassen müsse. „Entschuldige bitte“, fügte sie hinzu. Dann überquerte sie den Rasen, stieg, ohne sich umzudrehen, langsam die Stufen zur Terrasse hinauf und betrat das Haus. Sie würde sicher nicht lange auf der Toilette verweilen.

Unter den Klängen eines Tangos ließ ich die letzten Stunden noch einmal vorüberziehen. Die schwarzen Löcher waren in die Tiefen des Universums entglitten. An ihre Stelle war Eva getreten, rätselhafter und faszinierender, und ich ganz nah bei ihr. Vielleicht zu nah. Bei schwarzen Löchern bedeutete Nähe den Untergang. Wie würde ich aus der Nähe zu Eva hervorgehen?

Die Musiker hatten inzwischen ihr lateinamerikanisches Programm beendet. Ich wurde unruhig. Wo blieb Eva? Ich sollte nachschauen. Im Haus fand ich schnell die Gästetoilette. Die Tür war nicht verschlossen. Der Raum war leer; einige gebrauchte Handtücher deuteten darauf hin, daß er aufgesucht worden war. Ich ging auf den Rasen zurück. Meine Unruhe wurde stärker. Hatte

ich Evas „Entschuldige bitte“ mißverstanden? War das, was ich für einen Gang zur Toilette gehalten hatte, bereits der Abschied gewesen? Ein Abschied ohne ein Wort des Abschieds? War die Entschuldigung das Abschiedswort? Eine Zukunft mit Eva war mir nur flüchtig als eine Möglichkeit erschienen; ich hatte sie schnell verworfen. Mußte ich dafür einen solchen Abschied hinnehmen?

Nach einer Pause waren die Musiker zurückgekehrt. Jetzt standen moderne Tänze auf ihrem Programm. Obwohl sie, wie die Gastgeberin versprochen hatte, leise spielten, konnte ich die Unbekümmertheit ihrer Melodien nicht ertragen. Sie verletzte meine Erinnerung an die Sarabande und an Evas feuchte Augen. Auf dem Weg, den mich Eva um das Haus geführt hatte, ging ich zur Straße und dann zurück zum Tagungszentrum.

Der traumbeladene Schlaf war kurz. Ich stand eher auf, als ich geplant hatte. Das Frühstück schenkte ich mir bis auf ein Glas Saft.

Auf dem Abfahrtsgleis stand schon der Zug bereit. Er wurde hier eingesetzt. Ein leeres Abteil im ersten Wagen. Ich wählte einen Platz am Gang, setzte mich und schloß die Augen. Sofort kamen die Bilder vom Abend zurück: Ich stand mit Eva im hinteren Teil des Gartens; ich hielt sie beim Tanz; ich sah sie langsam die Stufen zur Terrasse hinaufsteigen; sie schaute sich nicht um. Einer Eingebung folgend ging ich noch einmal in die Bahnhofshalle und kaufte die Regionalzeitung. Vielleicht enthielt sie eine Nachricht, die mir helfen konnte,

das Rätsel um Evas Abschied zu lösen. Doch keine Notiz, kein Hinweis. Und wieder die Bilder: Eva ging langsam die Stufen zur Terrasse hinauf; sie betrat das Haus; sie schaute sich nicht um. Ich könnte aussteigen und mich an die Polizei wenden. Doch was sollte ich fragen, was berichten? Ich könnte das Haus in der Alleestraße aufsuchen und die Gastgeber um Auskunft bitten. Doch Eva hatte mir gesagt, sie kenne das Ehepaar nicht persönlich. Ich könnte mich am Abend, kurz vor Sonnenuntergang, an der Mauer vor dem Haus einfinden und auf Eva warten. Doch ich wußte, sie würde nicht kommen.

Ich hörte die letzten Worte der Ansage. Die Wagentüren wurden geschlossen. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Falltiefe

23+1 Geschichten,
darunter drei Paare und ein Trio
mit je eigenen Gemeinsamkeiten,
vierundzwanzig Variationen,
eine jede auf ihrem Weg,
zielstrebig,
das Thema in ihren Spuren.